SONNABEND, 17. MÄRZ 2012 | WWW.TAGESSPIEGEL.DE

NOCH MEHR

ADEL *berichtet*

Stefan Stuckmann erzählt, wie unser Redaktionspraktikant Cedric zu Guttenberg die Stadt erlebt

FOLGE 3

Zack, zack

Ich weiß gar nicht, warum sich mein Chef nicht gefreut hat, als ich heute auf der Konferenz die 200 schwarzen T-Shirts mit dem goldenen Aufdruck „Platz da!" verteilen wollte. Die hatte ich noch übrig von unserer Jahresversammlung im Verein „Pro Gentrifizierung", und wie der Zufall es so will, heißt doch genau so unsere neue Leseraktion! Wenn Sie an einem Platz wohnen, dessen Wirtschaftsstruktur so sehr auf den Bereichen Döner und Taschendiebstahl fußt, dass er den Wert ihrer Eigentumswohnung um mehr als fünf Prozent drückt, können Sie uns Vorschläge schicken, wie man die Misere beenden könnte.

Am meisten Feedback bekommen wir zum Moritzplatz – in, wen wundert's, Kreuzberg. Keine Frage, dass ich mich sofort bereit erkläre, mir die Sache mal genauer anzuschauen, als mein Chef mit dem Finger auf mich zeigt und sagt: „Cedric, zack, zack!" So ein Mentoren-Verhältnis ist ja immer sehr komplex, aber ich schätze, er ist deswegen so hart zu mir, weil er will, dass ich es später einmal besser habe als er.

Als ich aus dem Taxi steige, wird mir schwindelig. Das letzte Mal so tief in Kreuzberg war ich am 1. Mai 2007, auf einem Junggesellenabschied. Das einzige, was wir von der Stretch-Limousine retten konnten, waren das Lenkrad und zwei Champagnerkübel.

Mutig laufe ich auf die Mittelinsel im Kreisverkehr, sofort trifft es mich wie der Schlag: Der Moritzplatz ist umgeben von einem Fachhandel für Babybedarf, einem Gärtnerverein und einem Bastelgeschäft! Nun hat in Deutschland ja jeder ein Recht auf seine sozialutopischen Spinnereien. Aber dann braucht sich niemand wundern, wenn nachher nicht genug Steuergelder da sind, um dringend benötigte Einkaufszentren in eine der zahlreichen Baulücken zu locken oder hier und da mal einen Springbrunnen aufzustellen. Beim Absacker in der Gaststätte „Zum kleinen Mohr" frage ich den Besitzer, ob er sich vorstellen könnte, mit 65 Jahren noch seinen Barista zu machen und einen Starbucks zu eröffnen. Mein Bierglas muss ich danach selbst abräumen. Anschließend erkundige ich mich im Neubau des Aufbau-Verlags, wo ich für die barocken Fassadenteile spenden kann, die ganz offensichtlich noch angebracht werden müssen. Die Dame am Empfang tut so, als wüsste sie von nichts. Um Atem ringend springe ich in das nächste Taxi zum Potsdamer Platz. Als ich am Horizont das Ritz Carlton erkenne, schöpfe ich langsam wieder Hoffnung.

Hochachtungsvoll,
Ihr

*An*GEZETTELT

Sicher ist sicher. *Gesehen in Moabit. Senden Sie Ihre Zettelfotos an leserbilder@tagesspiegel.de Die ganze Galerie unter:* **www.tagesspiegel.de/berlin**

Foto: Caroline Weihrauch, VG Bildkunst Bonn 2012 ©

MEHR BERLIN

VIER SEITEN KUNST, POLITIK UND STADTGEFÜHL

DIE KUNST

Alice im Rosenland. Mit einem Format von 70 mal 140 Zentimetern hat Caroline Weihrauch ihre Pfingstrosen und Ranunkeln ins Gigantische vergrößert. Die üppigen roten und pinkfarbenen Blütenblätter von „Plink" animieren den Betrachter, in die florale Welt geradezu hineinzukriechen. Ein Fest des Schauens, ein sinnlicher Genuss, fast meint man, den Duft der gemalten Blumen zu riechen. Die Künstlerin ist eine große Koloristin, wie man sie heute selten antrifft, ein später Spross Max Liebermanns. Dieser besondere Trieb Berliner Malkultur wird auch auf der Royal Chelsea Flower Show in London zu sehen sein, wo die Malerin im Mai ihre Riesenrosen ausstellt.

DIE KÜNSTLERIN

Foto: privat

Caroline Weihrauch, 50, ist eine Sehnsuchtsmalerin. Ihre Stillleben, Interieurs und Landschaftsbilder animieren zum Wegträumen. Sie selbst nennt ihre Gemälde eine „Liebeserklärung an die Schönheit der Dinge, des Lebens". Studiert hat die Hamburgerin in Berlin bei Wolfgang Petrick und H. J. Diehl. Bekannt wurde sie mit ihren Bildern der Paris-Bar, die den Moment vor dem Ansturm der Gäste festhalten: atmosphärisch dicht und in Farben schwelgend. Als Studentin hatte sie sich noch selbst an die wartenden Tische gesehnt, als gestandene Malerin wurde sie zur Chronistin dieser nächtlichen Bühne der Berliner Bohème. Zugleich öffnet Caroline Weihrauch Horizonte: Mehr Grün, mehr Blau, mehr Ocker als in ihren Landschaftsbildern geht kaum. Weit in der Ferne ragt darin ein einzelnes Architekturmotiv auf, eine Kirche, ein Palast, die in einem Meer aus Farbe schwimmen. Bis 7. April zeigt die Künstlerin ihre Werke im Kunstsalon Koliwitzpalais (Koliwitzstraße 28, Anmeldung unter: ibereznitska@yahoo.com). Offenes Atelier am 13. Mai von 12 bis 20 Uhr. Mehr unter www.caroline-weihrauch.de. *NK*

ABGEDICHTET

Eisige Schauer, die letzten: Auf dem Balkon steht das Bier von Silvester zehnhoch um geplatztes Glas.

FÜNF MINUTEN STADT

Vielleicht Mord

Prenzlauer Berg, an einem Taxistand abends um elf. „In die Friedrichstraße, bitte. Ans tote Ende, Mehringplatz." – „Kenn' ich!", ruft der Fahrer. „Bin ich aufgewachsen." Er tippt aufs Taxameter, es piept, „3,20" leuchtet auf, als wäre das die Gebühr für die Geschichte, die er jetzt erzählt. Kindheit in den Sechzigern, Verstecksspiel zwischen Resttrümmern. „Einmal", sagt er, „haben wir auf einem Flachdach rumgetobt. Bis es halb eingestürzt ist. Die Feuerwehr musste uns da runterholen. Das gab vielleicht Ärger!" Er lacht und lenkt, vor uns huschen drei Spanier über eine rote Ampel. „Einmal haben wir in einer Ruine Knochen gefunden, vielleicht noch aus dem Krieg. Vielleicht Mord. War aber auch egal." Der Fahrer lacht wieder. Wir haben Kreuzberg erreicht, Sozialbauten säumen die Straße. „Damals wollten die den ganzen Stadtteil abreißen. Die Stadtautobahn sollte hier durchführen." Er malt einen Bogen in die Nacht, der ungefähr am Moritzplatz endet. Kreuzberg ohne Kreuzberg. Kaum vorstellbar. Was hätten die Spanier gemacht? Kippenberger? Rio Reiser? „Ich wohne hier nicht mehr", sagt der Fahrer, als wir am toten Ende sind. „Ich vermisse es auch nicht. Hätten sie ruhig plattmachen können." DIRK GIESELMANN

Pro TEST

In Berlin gehen ständig Menschen auf die Straße. Wir stellen jede Woche einen Demonstranten vor

Foto: Mike Wolff

MARION SCHWAN, 58, MUSIKSCHULLEHRERIN UND SAXOPHONISTIN, REINICKENDORF

WOGEGEN: Berliner Musikschullehrer wollen keine freien Unternehmer sein!

WANN: 15.3., 8 bis 12 Uhr

WO: Vorm Roten Rathaus

WIE VIELE? 150 Musikschullehrer, 5 Polizisten, 1 Drei-Meter-Alphorn

WARUM? „ Wir sind freie Mitarbeiter fast ohne Kündigungsschutz, jetzt werden uns noch die Feiertage gestrichen, wir müssen ausgefallene Stunden am Wochenende nachholen. Wir fordern Festanstellung statt Einsparungen!"

WAS NOCH? Eine Band dudelt „Bruder Jakob" in Endlosschleife. „Hier spielt die Musik!", kalauert ein Fotograf. Keiner lacht.

Mehr Berlin! Mitarbeit: Ulla Dahmen, Nicola Kuhn, Demo-Held Marcus Langenstraß, Jan Oberländer, Fritz Schaumlinger (TTI), Johannes Schneider, Miriam Schröder (Zettelfoto).

TOTAL AUF

Boah, schon wieder „closed"! Merken wir aber auch immer erst, wenn das Geräusch von Kapuzenpulli auf Türknaufplastik erklingt. Drücken wir uns doch trotzdem mal nachts die Nase an der Spätkauftür platt: wunderbare Warenwelt! Darum sind wir auch gegen den Zuspernterror! Wir wollen mehr Spätis, größere Spätis, und sie sollen immer, immer, immer geöffnet sein! Ein Quik-E-Mart für jede Häuserzeile! Was wir da die ganze Nacht lang einkaufen wollen? ALLES! Zum Beispiel das:

1. Katzenstreu
Nach einer langen Nacht ist vieles undicht. Weise, wer da nicht nur ein Scherzwort einstreut.

2. Katzenklo
Aus Plastik oder Porzellan / das macht nicht nur die Katze an.

3. Katze
Katzenfutter brauchen wir nicht, wir waren tagsüber ja bei Edeka Reichelt. Hmm, Toast-Schnitzel!

4. Tischtennisbälle
Tischtennisplatten gibt's im Park, die müssen wir hier nicht kaufen. Wäre eh schwer, so was auf dem Gepäckträger zu transportieren.

5. Oberfräse
Unser Späti ist auch ein Baumarkt. Er soll auch nachts die Fräse (vor)halten.

6. Safran
Macht den Kuchen gehl.

Irre. *In den Gängen des Mega-Spätis verschwimmen nachts die Konturen.* *Foto: dpa*

7. Gel
A propos: Die Frisur muss sitzen. Immer. Und a propos „sitzen":

8. Eimer
Man läuft nachts rum, bekommt ein Sangria-Dürstchen – zack, will man einen sitzen haben! Und zwar mit Eimer.

9. Tassen
Für unseren Schrank.

10. Tagesspiegel
Natürlich der von morgen! Keep readin'!

Ihr habt's gut!

Manchmal sieht man erst aus der Ferne richtig scharf. Unsere Autorin ist vor fünf Monaten genervt aus Berlin weggezogen. Jetzt war sie zu Besuch – und findet, dass wir ziemlich froh sein sollten, in dieser Stadt zu leben

Von Miriam Schröder

Neulich war ich in Berlin. Ich erkannte es nicht gleich wieder. Vom Hauptbahnhof aus sah ich das Kanzleramt in den Abendhimmel ragen, die Lichter über der Spree, den Fernsehturm, das Sony-Center und die Charité. Mir lief ein Schauer den Rücken hinunter. Was ich sah, war das reine Klischee. Diesen Blick hatte ich vergessen.

Als ich vor fünf Monaten wegzog, nach Düsseldorf, hatte ich Berlin satt gehabt. Das Schlampige, das Unprofessionelle. Das Gejammer über Jobs, die auslaugend waren und mies bezahlt. Die Mitte-Menschen, die eigentlich Provinzmenschen waren, die einem Hype hinterherliefen, um einen Kiez, einen Club, ein Computerspiel-Start-up. Die Unverbindlichkeit, die ewige Suche, nach einer Party, einem Stadtbild, einem Leben. Die Türsteher und andere Wichtigtuer, im Büro und im Regierungsviertel.

Auf einen dieser Wichtigtuer traf ich, als ich später die Rolltreppe zur S-Bahn nahm. Es war ein Spatz, der auf einem Fahrkartenautomaten hockte und lautstark schimpfte, als hätte er Angst, nicht gehört zu werden, bei dem Lärm, den die Stadt um sich selbst machte. Spatz, was ist denn, du hast es doch gut, dachte ich. Woanders verscheuchen sie solche wie dich, weil du ihnen die Cafétische vollkackst. Hier lässt man dich in Ruhe.

Was gibt es denn hier überhaupt ständig zu motzen? Okay, der Senat hat verpeilt, mit der S-Bahn einen ordentlichen Vertrag auszuhandeln und dann kommt die Bahn auch noch ständig zu spät. Die Autofahrer sind rücksichtslos, die Radfahrer nicht besser. Der Bürgermeister macht Party mit Unternehmern. Die Touristen und die Reichen lassen die Mieten steigen. Die Clubs sterben, die festen Arbeitsplätze sind schon gestorben.

Ich bitte euch. Was wollt ihr eigentlich?

Stellt euch mal vor, wie es dort ist, wo die Leute herkommen, die erst die Mieten verteuert haben und sich jetzt drüber aufregen. Dort, wo ich jetzt lebe, gibt es so viel Geld, dass die Stadt ihre Parkbänke beleuchtet. Und niemand macht die Lampen kaputt! Ich frage mich, wo die übermütigen Jugendlichen sind, die gegen ihre Eltern, das System oder die Langeweile rebellieren. Wahrscheinlich im Sportverein. Oder bei McDonalds. Und wenn sie groß sind, arbeiten sie täglich von halb neun bis halb sechs, dann gehen sie Abendbrot essen oder wieder in den Sportverein oder ins Multiplex und danach in eine Kneipe, die spätestens um ein Uhr schließt, die Küche schon um elf. Niemals würden sie über eine rote Ampel gehen, geschweige denn fahren. Und wenn die S-Bahn mal nicht kommt, freuen sie sich heimlich, weil sie in der Mittagspause etwas zu erzählen haben.

Da hat ein echter Berliner wie Klaus Wowereit doch einen ganz anderen Stil. Der feiert gerne und tauscht sich mit interessanten Menschen aus, und wenn er da jedes Mal so genau auf die Rechnung gucken würde, das wäre doch auch irgendwie spießig. Wer feiert denn hier nicht gerne? In Berlin kann man bis eins in der Bar rumhängen und danach immer noch essen gehen, und später ins Berghain, wo James Blake spielt und nachmittags in die Gerhard-Richter-Ausstellung. Oder man kann es lassen, weil die Clubs und die Museen auch nächstes Wochenende noch da sind, und wenn ein Laden schließt, macht irgendwo ein neuer auf und jeder große Künstler kommt irgendwann in diese Stadt.

Foto: privat

> „Da, wo ich jetzt wohne, freut man sich heimlich, wenn die S-Bahn mal nicht kommt – endlich was zu erzählen!"

Ich versackte stattdessen bei der Party eines Freundes, der gerade sein erstes Buch veröffentlicht hat. Das Buch wurde sicher nicht zwischen halb neun und halb sechs geschrieben, und reich wird der Autor damit wohl auch nicht werden. Er hat sich einfach bloß für Russland interessiert. So, wie sich die meisten Menschen, die es hierherzieht, für irgendetwas interessieren, das über ihren Horizont hinausgeht.

Man trifft sie zum Beispiel bei Juan Carlos, der aus Peru stammt, und am Arkonaplatz eine Kneipe betreibt, in der es keine Heizung gibt, aber gute Mojitos. Ein Nachbar erzählt, wie es hier war, bevor die Mauer fiel, nur ein paar Straßen entfernt, die Lücke sieht man noch. Am Tisch sitzen außerdem eine Ägypterin und jemand, der kürzlich in Afghanistan war, und schon ist man mittendrin in den ganz großen Fragen. Krieg und Frieden, Glauben und Identität, Bildung und Gerechtigkeit. Wenn sich in dieser Stadt keine Antworten finden, wo denn dann? Ja, die NPD ist bei der letzten Wahl in drei Berliner Bezirksparlamente eingezogen. Aber fünf Jahre zuvor waren es noch vier.

Wen stört es in diesem Moment, dass er nicht weiß, wo er in fünf Jahren leben wird, mit wem und wovon. Vielleicht wird aus der Geschäftsidee, die heute Abend noch an diesem Tisch geboren wird, ein Knaller. Ein Schreibtisch mit Internetanschluss ist schnell gemietet, gute Leute trifft man überall. Ein mies bezahlter Job kündigt sich leichter als eine lebenslange Festanstellung. Und wenn es nicht klappt? Dann fällt einem morgen etwas Neues ein.

Das sagt sich leicht, wenn man im Zentrum lebt, wo man kein Auto braucht und kein Haus abbezahlen muss. Wenn man keine Kinder hat, oder entspannt mit Kindern umgeht. Aufbauen, abreißen, ausprobieren, scheitern – von vorn anfangen. Das ist ein Privileg der Jugend. Die scheint in Berlin länger anzudauern als anderswo.

Darum kommen sie ja, die Touristen, die Investoren, die Provinzler. Freut euch doch, wenn sie ihr Geld hierlassen, und ihnen zum Dank auch noch ein Spatz auf den Kopf kackt. Die Euros könnt ihr hoch erhobenen Hauptes eurer S-Bahn in den Rachen werfen. Neukölln ist schon wieder zu teuer geworden? Dann zieht halt nach Wedding. Der Hype wird euch schon folgen. Aber werdet bitte nicht erwachsen.

Und Ihre **Exil-Erfahrungen**? Diskutieren Sie mit: **www.tagesspiegel.de/berlin**